

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 14. December 1820.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey A. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zum Abschied.

An

Auguste Stieh.

Nach der Vorstellung der „Donna Diana,“

am 12. December.

Leb wohl! — So tönt es Dir aus tausend Herzen,
Glänzt tausendfach in perlenhellen Blicken! —
Schwer ist das Scheiden von so viel Entzücken,
Von so viel Thränen süßgeliebter Schmerzen! —

Fort zieht mit dir Dian'a's stolzes Scherzen,
Die Trauer bey Maria's Mißgeschicken,
Die Zauber all, die Julien's Herz bestricken,
d'Arc's Heldenthun, das keine Wolken schwärzen. —

Doch nein, sie scheiden nicht, die Hochgestalten,
Die, wundergleich, Dein Genius zum Leben
Uns weckte in der Kunst allmächt'gem Walten!

Denn wie Dein Selbst, entschwebt uns auch die Hülle,
Wird stets ihr Bild vor uns'rem Geiste schweben! —
Nun tausend Lebewohl aus Herzensfülle! —

J. G. Bernast.

Der schwarze Tod des vierzehnten Jahrhunderts.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

Selbst die Regenten der verschiedenen Reiche jener Zeiten wurden mit in den allgemeinen Abgrund gestürzt. Im Jahre 1353, wo diese Pest vorzüglich in Rußland wüthete, starb daran der Zar Simeon Iwanowitsch in Moskwa, und in wenig Tagen folgte ihm sein Bruder Andreas und alle seine sieben Kinder nach. In Konstantinopel wurde, nebst einer ungeheuren Anzahl von Einwohnern, auch Andronikus, der Sohn des Kaisers Johann IV. und der Irene, weggerafft. Bald darauf starb an derselben Krankheit Johanna, Königin von Portugal. Der König von Spanien, Alfons XI., bekam während der Belagerung von Gibraltar einen Pestkarfunkel und starb den folgenden Tag darauf den 26. May 1350 u. s. w.

Um aber die Verheerungen, welche diese entseßliche Pest anrichtete, besser zu beurtheilen, wollen wir, statt allgemeiner Beschreibungen, den Zustand einzelner Länder etwas näher betrachten, und unter diesen besonders Rußland wählen, nicht weil in diesem Lande jene Krankheit besonders wüthete, da im Gegentheile das kalte Klima desselben auch in dieser, wie in den meisten Krankheiten ihre hülfreichen Einflüsse nicht verläugnete, sondern weil die Chronikenschreiber dieses Landes aus jener Periode dieser Krankheit besonders umständlich erwähnen.

Dieses große Reich fing im zwölften Jahrhundert an, seinen innern Unruhen und Sährungen ein Ende zu machen. Dem Frieden und der innern Ordnung folgte der Wohlstand, und dieser erweckte allmählig den Sinn für Künste und Wissenschaften. Die Bewohner dieses weiten Erdstriches gingen eben an, die ersten Stufen der Kultur zu betreten, als im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts im Osten sich eine Katastrophe ereignete, welche die Ordnung der Dinge in diesen und vielen andern Reichen fürchterlich erschütterte. An den Ufern der Selinga erhob sich Temudschin, der unter dem Nahmen Dschingischan (allgemeiner Herr) bekannt ist, und an der Spitze eines unzählbaren Heeres von Mongolen, mit welchen sich später die tartarischen Völker des mittleren Asiens vermischten, zog er herab von dem alten Vaterlande der Hiongnu, und wälzte sich unwiderstehbar wie ein Gebirgsstrom über das Land der Chinesen, die Insel Korea, Tibet, Hindustan und Persien, warf alles vor sich nieder, und erreichte endlich in seinem verheerenden Zuge die Grenzen von Rußland. Mit einem mächtigen Heere zog der Zar dem Weltstürmer entgegen, am Kalka traf er den Feind, stürzte auf ihn, wurde überwunden, und rettete sein eigenes Leben nur durch eine schnelle Flucht. Duschi, Temudschins Sohn, setzte die Eroberungen des Vaters fort, ihm begegnete mit einem zweyten Heere der Zar Alexander Newski, aber auch dieser wurde geschlagen, der Nachfolger des Zars floh nach Lithauen und Pohlen, und Rußland, das größte Reich des Nordens, wurde den Mongolen zinsbar. Über 200 Jahre mußten Rußlands Zaren dem Chank der goldenen Horde jährlich in demüthiger Unterwürfigkeit ihre Steuern zu den Füßen legen, und seine Herrschaft über ihre Ehre, ihr Vermögen und

ihr Leben erkennen. Diese fremde Herrschaft eines wilden Volkes, dem Künste und Wissenschaften völlig fremd waren, zertrat die noch zarten Keime der National-Kultur, und zerstörte die noch jungen Blüten der kaum begonnenen Bildung, die erst nach vielen Jahrhunderten von Ungemach und von Kämpfen aller Art wieder aufkeimen konnten.

Kaum hatte der lastende Druck der goldenen Horde in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durch eigene innere Unruhen geschwächt, etwas nachgelassen, als im Jahre 1350 sich die ersten Spuren jener völkerverheerenden Pest zeigten, das Vorzeichen eines neuen noch größeren Unglückes, welches über das gebeugte Volk herein zu brechen drohte. Doch gedenken ihrer die Chroniken dieses Jahres nur noch flüchtig und mit wenigen Worten.

Im Jahre 1351 wird sie schon umständlicher erwähnt. Der Chronograph von Plesgow sagt: „In diesem Jahre kam eine schreckliche Krankheit über das Land, die viele hincastete. So wie die Menschen Blut spien, starben sie auch gewiß den zweyten Tag.“

Im folgenden Jahre heißt es eben daselbst: „Die Krankheit griff immer weiter, sehr viele starben, und die Geistlichen hatten nicht Zeit genug, alle zu begraben. Gegen Ende des Jahres sammelte sich bloß in der Stadt Plesgow vor jeder Kirchenthüre, nach jeder Nacht, die Zahl der Todten bis auf dreyßig, die dann Morgens alle zugleich in eine Grube geworfen wurden.“

„Im Jahre 1354 schickten die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner von Plesgow eine Gesandtschaft an den Erzbischof Basili in Nowgorod, ihn wenigstens um seinen Segen anzusehen. Der würdige Archimandrit kam selbst nach Plesgow, segnete das Volk vor dem Altare, wurde aber denselben Tag auch von der Pest ergriffen, und starb den folgenden Tag, am 3. Juny.“

Auf diese Weise geht es in den Chroniken dieser und anderer großen Städte Rußlands fort bis zum Jahre 1406. So kam sie 1360 zum zweyten Mahle nach Plesgow, wo sie im Winter wieder aufhörte, aber auch im Jahre 1363 zum dritten Mahle wieder kam, in welchem letzten Jahre sie vorzüglich Nowgorod, Kasan, Twer, Wolodimir und Moskwa entvölkerte. In denselben unglücklichen Jahren blieben in der damahls sehr volkreichen Stadt Smolensk nur zehn Menschen am Leben, die Städte Gluchow und Belosoro starben ganz aus. Im Jahre 1365 bemerkte man zuerst die Drüsenschwülste an den Kranken, die man früher nicht wahrgenommen hatte. Bald darauf kam noch eine allgemeine Hungersnoth dazu, da es dem Feldbau an Händen gebrach. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts waren in den Gegenden von Kostroma, Wolodimir und Nowgorod ganze Dörfer und Städte verödet, wegen Mangel an Arbeitern blieb das Getreide auf den Feldern, und eine ungemeine Anzahl von Raubthieren überzogen das verwüstete Land.

Werfen wir aber auch einige Blicke auf die uns näher liegenden Gegenden. Boccacio erzählt, wie Sprengel in dem oben angeführten Werke berichtet, daß bloß in der Stadt Florenz vom Ende des März bis Ende des Julys 1348, also in vier Monathen, gegen 80,000 Menschen ihr Grab gefunden haben. Nach Barnes History of Edward III, starben in Deutschland in zwey

Jahren über eine Million und zweymahl hundert tausend Menschen. Nach demselben Verfasser soll sie in der Turkey, diesem Hauptsitze der Pest, die unglaubliche Zahl von 23 Millionen hingerafft haben.

In Wien sollen zu der Zeit, als die Pest am meisten wüthete, über ein halbes Jahr durch täglich neun hundert bis tausend Menschen gestorben seyn. In der Stadt Lübeck starben um dieselbe Zeit von einer Vesper zur andern einmahl 1700 Menschen. In Strassburg fanden überhaupt während dem ganzen Verlaufe der Krankheit sechs und zwanzig tausend Menschen ihr Grab. In Erfurt wurden die Leichen nur schichtenweise in Gruben geworfen, deren jede nahe tausend Todte faßte. In Münster und Osnabrück blieben am Ende nicht mehr Einwohner genug, um die Todten zu begraben, sie blieben daher unbeerdigt in den Gassen liegen. In Frankreich, wo diese Pest besonders wüthete, soll nach der Versicherung des berühmten Arztes Guy de Chauliac kaum der vierte Theil der Einwohner übrig geblieben seyn. In Marseille blieb fast Niemand am Leben; in Paris starben täglich über fünf hundert Menschen, und da der große Kirchhof des Innocens schon ganz angefüllt war, so wurden die Leichen nur in große Gruben geworfen. — Nach England kam diese Pest zuerst im Jahre 1348, wo sie sich anfangs nur in den Seehäfen zeigte. Den ersten November desselben Jahres erreichte sie London, wo sie so wüthete, daß nach zwey Jahren nur der sechste Theil der Einwohner übrig blieb. Nachdem bereits alle Kirchhöfe angefüllt waren, und man schon, wie an andern Orten, weite Gruben graben wollte, kaufte der reiche Lord Walthor Manny ein eigenes großes Feld, welches der von dem Bischof von London zu einem Kirchhofe einweihen ließ. Auf diesem Felde wurden zwischen Lichtmess und Ostern des Jahres 1349 täglich über zwey hundert Leichen beygesetzt, und in den ersten Jahren wurden daselbst fünfzig tausend Einwohner von London begraben. — Von England ging sie im Jahre 1350 auch nach den nördlicheren Ländern Europas, wo sie nicht mindere Spuren der Verwüstung zurückließ. In Westgothland in Schweden starben schon in dem ersten Jahre 1350 allein 466 Priester. — Nicht minder entseßlich wüthete sie endlich auch außer Europa. In Aegypten und dem nördlichen Afrika soll sie ganze große Strecken verödet haben; in Asien, namentlich in China, wo diese Pest anfang, war sie besonders heftig; China soll über sieben Mahl hundert tausend Einwohner verloren haben. Kurz der Gräuel der Verwüstung war allgemein, und mir entfällt die Feder, diese Schrecknisse noch weiter zu beschreiben.

Sonderbar ist der Gang, welchen diese Krankheit über die drey damals bekannten Welttheile nahm. Von dem östlichsten Asien, wo sie, so weit unsere Nachrichten reichen, entstand, zog sie durch die sogenannte große Tatarey nach der heutigen Turkey und dem nördlichen Afrika. Aus der Levante sollen sie genuessische Kaufleute nach Italien gebracht haben, wo sie ihren Zug nach Deutschland, Frankreich und England nahm, von wo sie die nördlichen Länder Europens und endlich erst Rußland traf, so daß sie in einen ungeheuern Bogen von China durch Mittel-Asien, Nord-Afrika und durch die Mitte Europens wieder durch Rußland auf den Ort zurückzugehen schien, an welchem sie entstanden ist. Mezeroy erzählt in seinem *Abrégé chronol. de l'histoire*, Vol. II., daß um das Jahr 1340 in China ein sehr übel riechender, dichter

Rauch auf dem ganzen Lande lag und daß unmittelbar darauf diese Pest ihren Anfang nahm. Die chinesischen Annalen sollen dieß, den Aussagen der Jesuiten gemäß, allgemein bestätigen.

Übrigens unterschied sich diese Krankheit von der gewöhnlichen Pest charakteristisch dadurch, daß sie entzündlicher Art war, während die eigentliche Pest meistens den Charakter eines typhösen Fausfiebers trägt. Ihren Anfang nahm sie gewöhnlich mit abwechselnder Hitze und Frost, dem bald ein stechender Schmerz in den Schultern und dem Rücken folgte. Schon den zweyten Tag brachen die Kranken Blut aus, und den dritten waren sie bereits als Opfer derselben gefallen. Gleich nach dem Tode wurde, wie schon bemerkt, die Oberfläche der Leiche schwarz, wie eine Kohle, daher auch der Name des schwarzen Todes.

Doch scheinen die unterscheidenden Zeichen der Krankheit nach den verschiedenen Zeiten der langen Periode ihrer Dauer, und selbst nach den verschiedenen Gegenden, welche sie auf ihrem Zuge traf, veränderlich gewesen zu seyn. Als solche werden erwähnt: Brustschmerzen, ein übel riechender Athem, eine trockne, endlich schwarze Zunge, und besonders Drüsen- geschwülste am Halse, unter den Achseln und in den sogenannten Weichen. Beständige Begleiter derselben scheinen eine völlige Schlaflosigkeit und gegen das Ende der Krankheit eine oft bis zur Raserey steigende Geisteszerrüttung gewesen zu seyn.

Und welches waren die Mittel, die man gegen diese schreckliche Krankheit anwendete? — Die Künste und Wissenschaften, also auch die Medizin, schließte damals noch den Schlaf der nach ihrer allgemeinen Unwissenheit so benannten, barbarischen Jahrhunderte, in denen etwas Lesen und Schreiben für eine seltene Gelehrsamkeit galt. Wenigstens war dieß in unserm Vaterlande und in den nördlichen Gegenden Europa's der Fall, der übrigen Welttheile gar nicht zu erwähnen. An eigentlich wissenschaftlich ärztliche Hülfe war also gar nicht zu denken. Nicht einmahl polizeylicher Anstalten gegen die allgemeine Verwüstung findet man irgend wo erwähnt, denn auch diese gehörten damals noch zu den ganz unbekanntem Dingen. Es ging damals überall, wie es noch jetzt bey ähnlichen Fällen in der Türkey geht — man läßt dem Übel seinen Lauf, ohne was dagegen zu thun, ja viele würden solche Hemmungen, wenn sie auch in der Macht der Menschen gelegen wären, für unrecht und sündig gehalten haben, da man sie als Eingriffe in die Rechte des Himmels ansah, der sich dieser Geißel bediente, das verdorbene Menschengeschlecht zu züchtigen, und den man nicht aufhalten, dem man, die Hände in dem Schooße liegend, nicht anders als mit Gebethen entgegen wirken darf. Zu diesem Zwecke ertheilte der Papst Clements IV. einen allgemeinen Ablass; Prozessionen wurden angeordnet, und Wallfahrten ohne Zahl in entfernte Länder, wodurch das Gift der Ansteckung erst recht verbreitet wurde; neue Festtage wurden gestiftet, von denen mehrere sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und vorzüglich glaubte man den Zorn Gottes damit zu versöhnen, daß man neue Kirchen anlegte und unzählige Klöster erbaute, welche mit irdischen Gütern bis zur Verschwendung überhäuft wurden.

Zum Schlusse sey es mir noch erlaubt, einen Brief des berühmten Petrarka anzuführen, dessen beste Lebensjahre in diese Schreckensperiode fielen,

und der an derselben Krankheit auch seine geliebte Laura in Avignon verlor dieser durch seine Oden für alle Folgezeit unsterblich gemacht hat. Man findet diesen Brief in seinen Werken unter den epistolis de rebus familiaribus Lib. VIII. 7., wo er an seinen Freund Sokrates schreibt:

„Mein Bruder, o mein Bruder! Weh mir, mein geliebtester Bruder, was soll ich sagen? Wo soll ich anfangen? Wohin soll ich mich wenden? — Überall Trauer, überall Schrecken. In mir allein siehst du vereiniget, was du bey Virgil von einer ganzen großen Stadt gelesen hast: crudelis undique lactus, ubique pavor et plurima mortis imago. *) Ach mein Bruder, wäre ich doch entweder nie geboren, oder doch vor diesem Gräuel gestorben. Dieses Jahr hat nicht nur uns unserer Freunde, sondern die ganze Erde ihrer Bewohner beraubt. Und wenn noch einige übrig blieben, so wird gewiß das folgende Jahr die wenigen Reste abmähen, und was von jenem Sturm noch verschont war, mit dem Stahl des Todes verfolgen. Wie kann es die Zukunft glauben, daß es eine Zeit gab, wo, ohne daß Feuer vom Himmel fiel, wo ohne Kriege oder eine andere sichtbare Niederlage, nicht nur dieser oder jener Theil der Erde, sondern wo beynähe die ganze Oberfläche derselben zu einer öden, menschenleeren Wüste gemacht wurde! Wann hat man je dergleichen gesehen oder von Andern gehört? Wann hat man je in den Jahrbüchern der Menschheit gelesen, daß alle Häuser leer, die Städte von ihren Bewohnern verlassen, das Land einsam, die Felder mit Leichen besät, und überall nichts als eine unabsehbare, schreckliche Ginde gewesen sey? Frage die Geschichtschreiber, sie schweigen: geh zu den Ärzten, sie schweigen: spreche mit den Weisesten aller Zeiten, sie verstummen. O du glückliches Geschlecht unserer Vorfahren, die ihr diesen Jammer nicht mit angesehen habet; o du überglückliches Geschlecht unserer kommenden Urenkel, die ihr die Nachrichten unserer Angst und unserer Verzweiflung vielleicht unter die unglaublichen Märchen zählen werdet.“

*) überall die grausamste Trauer, überall Schrecken und der häufigste Anblick des Todes.

A u f l ö s u n g

der Charaden des Sonnetten-Kranzes in Nr. 143.

Zum Minnelied ward mir aus Ihrem Munde

Der erste Gruß, den Sie mir mochte spenden.

Warum ach! mustest du so schnell denn enden

Du kurzer Augenblick der schönsten Stunde? —

Wie gold'nes Abendroth, so frohe Kunde

Gabst du; versprachst, der Liebe Stern zu senden.

Nicht also wollten es die Götter wenden;

Verbluten soll dieß Herz an tiefer Wunde! —

Ihr Götter! fleh'n will ich; nicht mit euch rechten:

Last statt der Hoffnung Rosenknospen — Thränen,

Nur meine stillen Thränen mich beglücken;

Und laßt, statt in den Brautkranz mir's zu flechten,

— Wie einstens ich es durfte selig wähen —

Mein Grab das Immergrün, das treue schmücken!

J. G. Mißbach.

Literatur.

Das löbliche Unternehmen des Hrn. J. F. Castelli, Lieder in österreichischer Mundart zu schreiben, erfüllet gewiß jeden Freund der Volkspoesie mit der lebhaftesten Freude, und man sieht wohl um so sehnlicher der baldigen Erscheinung des in dieser Zeitschrift Nr. 138 angekündigten Heftes entgegen, als die mitgetheilten Probegebichte den schönsten Beweis liefern, wie sehr ihr Verfasser durch sein seltenes Talent berechtigt ist, in Hebeß und Gröbeß rühmliche Bahn zu treten.

Alle drey Gedichte (ich nenne, mit Vorliebe, das mit der Überschrift: „die Sunn gehd ábi“) zeichnen sich, unverkennbar, durch die glücklichste Wahl und Behandlung des Gegenstandes, durch die richtigste Haltung in Sprache und Ausdruck, durch Gemüthlichkeit, klaren Sinn, natürliche Lebendigkeit und volksthümlichen Geist auf das vortheilhafteste aus; und selbst der aufmerksamste Beobachter des Volkes wird hier in keiner Zeile die feinste Zeichnung des Nationalcharakters vermissen.

Wäre etwas an diesen schätzbaren Gedichten auszustellen, und es hat ja selbst die Sonne ihre Flecken, so könnte dieß einzig nur einige Mängel in der Rechtschreibung der Mundart treffen, auf die Gefertigter den wackeren Dichter (der ohnedieß die Meinung der Kritik zu vernehmen wünscht) um so lieber aufmerksam machen will, als sie, nach seiner Überzeugung bloß von dessen allzu sorglichem Bestreben herrühren, den an die hochdeutsche Schreibart gewöhnten Lesern das Verstehen des mundartlichen Textes (freystich auf Kosten der Wahrheit) möglichst zu erleichtern. —

Hr. Castelli wählte nach seinem Ausspruche den niederösterreichischen Bauerndialekt, und, nach den vorgelegten Proben zu schließen, wohl den, wie er in den um Wien zunächst liegenden Ortschaften gesprochen wird. Dennoch wechselt in seinen Liedern, nicht selten, der Wiener-Dialekt mit dem des Landmannes; ja manche Wörter verrathen sogar noch die Rechtschreibung der Schriftsprache. So z. B. verwandeln sich, wie bekannt, die hochdeutschen Doppellaute ei, eu, äu, in der Bauernmundart regelmäßig in ai oder oa, — in der Wiener-Mundart aber in aj oder a. In dem gemüthvollen Gedichte: Die (d' oder dö?) Sunn gehd ábi,“ findet sich aber, neben dem richtigen moáns, in den Wörtern wanaden, Trad, Wad, die Wiener-Aussprache vor, für woanaden, Troad, Woad. — Bleiben, Heu u. a. sind ganz hochdeutsch geschrieben; die Mundart aber spricht blaiß'n, Hai.

Denselben Wechsel gewahrt man auch in den Fällen, wo die Mundart das hochdeutsche gedehnte ie als einen Doppellaut, nämlich als ia ausspricht. Hr. Castelli schrieb ganz zweckmäßig schliáft, warum also nicht auch wiá, Liáb, statt wie und Lieb? So liest sie Jedermann wi, lib.

Ferner läßt auch die weiche Mundart den Buchstaben t äußerst selten (etwa nur in Verbindung mit s und z und in der Verdoppelung) hören; so wie sie überhaupt die rauhen Konsonanten k, p, t, gerne mit den weicheren g, b, d, vertauscht. Hr. Castelli ist dieses zu Genüge bekannt, wie die Schreibart der in seinen Gedichten vorkommenden Wörter: fálld, hád, God, bluadrod, Hochmuad, wanaden u. a. vollkommen beweiset; doch schrieb er nebenbey: Löbtá, ságt, schámt, thuan, Trad u. s. w. für Lebđáh, ságd, schámđd, duan, Droad.

Was die Bezeichnung des tiefen a betrifft, so wäre zu wünschen, daß Hr. Castelli, nach dem Beispiele Radlofs und anderer Sprachforscher, lieber das a mit dem darüber geschriebenen o annähme, da es eben so gut den Zwischenlaut von a und o, als z. B. der Buchstabe ä, den von a und e versinnlicht. Auch wäre es wohl nöthig, den Nasentlaut in den Sylben an, en, in u. s. w. eigens zu bezeichnen. —

Nöchten doch diese wenigen Zeilen zur Beförderung und zum Nutzen eines Werkes beitragen, von dem man schon vorhinein die gute Meinung hegen darf, daß es den literarischen Ruhm des Vaterlandes vermehren werde.

Schauspiel.

R. F. Hofoperntheater. Lob und Tadel müssen seyn; doch spricht die Kunstliebende Kritik weit lieber das erstere, als den letztern aus, weil die Kunst gedeiht, wo man lobpreisen darf. Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, indem wir die am 5. d. M. Statt gehabte Aufführung von Fouard's „Joconde“ anzeigen und den Darstellern unsern Dank abstaten. Es gibt in allen Kunstfächern unverwüßliche Stoffe, die in jeder Gestalt lebhaft ansprechen und zehnmal wiederholt immer gefallen. Joconde ist einer derselben; er schmückt als Episode Ariosto's poetisch; lebendige, Zauberpalästen ähnliche Dichtung; er ergeht, einzeln dastehend, in Lafontaine's naïver, trefflicher Erzählung; er erheitert und befriedigt, von Etienne auf die Bühne verpflanzt und Nicolo's leichte, schwebende Melodien, der scherzenden, etwas leichtfertigen Dichtung sich anschmiegend, erhöhen das Ganze zu einem wahren Kunstgenusse. Die Darstellung war unseres lieben Gastes und des ihn unterstützenden, braven Künstlervereins würdig; mit diesen Worten ist alles gesagt. Joconde, Hr. Wild, und Graf Robert, Hr. Forti, stehen bey vieler Ähnlichkeit in Thun und Lassen doch in scharfem Gegensatz zu einander; der erste neigt sich etwas zur Sentimentalität hin, der andere ist ganz Lebenslust, ganz Gegenwart. So wurden die Rollen auch erfaßt und mit Vollendung durchgeführt; man kann nicht besser singen und spielen, als die beyden trefflichen Künstler. Drey Piecen, das Terzett zwischen Robert, Joconde und Hannchen, das Quartett in Es und die Romanze Joconde's in E - dur mußten wiederholt werden, und die oft beklatschten Künstler am Ende erscheinen. Auch Ull. Bio entfaltete ein rühmliches Bestreben in Spiel und Gesang; diese junge Künstlerin macht erfreuliche Fortschritte, nur soll sie besonders auf ihr Mienenspiel Acht geben, in ihr Gesicht mehr Ausdruck legen und nicht so oft lachen. Die übrigen Rollen waren durch die Damen Grünbaum, Bondra, die etwas befangene Ull. Laucher, die H. Meier, Weinkopf und Gottdank besetzt, alle Rahmen, die eine gute Darstellung verbürgen. Herr Gottdank's Maske ist aber doch ein wenig übertrieben; ein Gerichtschreiber soll keinem Pierrot ähnlich sehen. Die Chöre waren brav, und so störte nichts den Genuß dieses Abends.

Theater an der Wien. Den 6. zum ersten Mal: Die Doppelgestalten, oder: Alles schriftlich. Posse in vier Aufzügen.

Der Verfasser dieser dramatischen Mißgestalt hat sich schriftlich nicht genannt, und wird auch wohl nicht in Versuchung kommen, sich mündlich zu verrathen. Vielleicht ist es nur ein bescheidener Bearbeiter, dessen Diskretion ihm übrigens nicht hoch angerechnet werden darf. Einige wollten eine französische Idee darin wittern, wodurch diese Lapalisse weder gewinnen noch verlieren kann, so wie der immerfort gastirende Schauspieler (Hr. Hasenhut), auf dessen komische Produktionsgabe die Erscheinung ohne Zweifel berechnet war, nichts davon und nichts dazu thun konnte, denn der Scherz wollte so wenig durchgreifen, als die Langeweile sich verschrecken lassen, und um die ermüdeten Zuschauer zuletzt einiger Mäßen zu beruhigen, oder zu entschädigen, könnte man sagen, wurde die naïv komische Versicherung gegeben, daß die Darstellenden am folgenden Tage die Ehre haben würden, das genannte Stückchen nicht zu wiederholen. Was läßt sich nun noch von dem Inhalt anführen? Zwen stumpfsinnige Väter werden durch die Verkleidungen eines unverschämten Dieners mystifizirt und hinter's Licht geführt, ein tölpischer Bauer wird zur Rekreation der höheren Zuschauer tüchtig abgeprügelt, und das Ende vom Lied ist eine Heirath. Die Gäste zogen noch dem Zeremoniell sogleich von dannen, und die Hochzeit ging ohne Sang und Klang vorüber.

Modenbild Nr. L.

Überrock von klein façonirtem Seiden-	Redingote de Pluiviale, ornée de satin
stoff mit Atlas und schmalen Blondes ge-	et petites blondes. Chapeau de Peluche
ziert. Der Hut von geringeltem Plüsch.	bonclée.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

gedruckt bey Anton Strauß.



P. v. S. Del.

J. v. S. Sc.

I.

Wiener Moden.

*150.
1820.*

